

# Alltagsprobleme, vom Heimkind aus gesehen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **30 (1959)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808261>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Alltagsprobleme, vom Heimkind aus gesehen

Kinder verstehen auf eine erstaunliche Art zu schweigen, und ihr Schweigen hat viele Gründe. Wir wollen hier nur auf *einen* Grund eingehen, auf denjenigen, der der Mutter am meisten zu schaffen macht: das Schweigen über Dinge, die das Kind im Unterbewusstsein beschäftigen, die aber doch nicht klar genug hervortreten, als dass sie in Worte gekleidet werden könnten. Denn das Kind hat noch keinen grossen Wortschatz, weiss Gedanken und Gefühle nicht richtig zu benennen, weder im Gespräch noch im Brief. Schriftlich noch weit weniger, weil das Schreiben nicht nur manuelle Fertigkeit erfordert, sondern auch einen klar ordnenden und sichtenden Geist, der erst geschult werden muss. Das Wissen um diese Art von Schweigen bereitet der Mutter, die ihr Kind im Heim hat, manche Sorge. Sie weiss nie sicher, ob sich ihr Kind wirklich wohl fühlt und glücklich ist, sie traut auch den unbeholfen geschriebenen Kinderbriefen nicht recht, die meist nur in knappen Sätzen allerlei Aeusserliches erzählen.

Und das Kind selber? Viele Erfahrungen mit verschiedenen Heimen, mit denen ich im Laufe der Jahre in Verbindung stand (bald wars eine herzliche Freundschaft zu einer Heimleiterin, bald als Vormundschaftsgotte, einmal als Angestellte, dann als Mutter), lassen mich den Versuch wagen, das Problem «Das Kind im Heim» einmal von der Seite des Kindes aus zu beleuchten.

Ich erinnere mich an ein Kinderheim, das Kinder aus allen Milieus und aus der ganzen Schweiz aufnahm, dazu Ferienkinder in der Zeit der Schulferien. Das Heim war wunderbar gelegen, die Kinder konnten sich im Sommer und im Winter im Freien tummeln und kehrten jeweils gesund und munter nach Hause zurück. Die Leitung lag in den Händen von zwei älteren Fräulein, die Pralinés und andere Süßigkeiten beinahe süchtig liebten. Aber leider gab es im Dorflädeli nur die gewöhnliche Tafel- und Blockschokolade, ins Tal hinunter zur nächsten Einkaufsstelle war es weit, viel zu weit, und da die beiden sich nicht leicht mit gewöhnlicher Schokolade zufrieden gaben, lag es nahe, die Pralinés der Kinder aufzuessen und ihnen dafür Konsumschoggi hinzulegen. Die Kinder durften ihre Pakete nicht selber auspacken, es sei zu umständlich, hiess es, und mache zu viel Unordnung; die beiden Fräulein besorgten es höchst persönlich, wie sie auch die Briefe der Kinder selber öffneten. Briefe, die zu einem «Fresspäckli» gehört hatten, bekamen ein Bleistiftkreuz rechts oben in der Ecke, so dass die Kinder wussten, dass sie für das «Päckli» zu danken hatten. Nähere Angaben wurden nicht gemacht, sondern die Kinder auf das Abendessen vertröstet, wo das Päckli dann verteilt werde. Nun gab es freilich um vier Uhr Brot und Schokolade, Stadt- oder Landesspezialitäten wurden indessen überhaupt nicht verteilt. Reklamierten Eltern, Grossmütter oder Tanten nachträglich, warum die Kinder die Päckli nicht bekommen hätten, so wusste kein Mensch irgend etwas davon.

Nun ist die Päcklifrage freilich ein Problem für viele Heime. Es gibt Kinder, die jede Woche eine Menge Süßigkeiten erhalten, und andere, denen kein Mensch jemals etwas schickt. Ein Ausgleich muss um der ver-

wöhnten und um der zu kurz gekommenen Kinder willen gemacht werden. Nur sollten die Kinder nicht alles einfach auf «den grossen Haufen» geben müssen, sondern selber verteilen und einen etwas grösseren Anteil als die andern für sich behalten dürfen. Schliesslich hat das Marieli oder der Hansli die feinen Basler Leckerli oder Schaffhauser Zungen von einem bestimmten Absender geschenkt bekommen, und nicht einfach das Heim. Sonst kommt es am Ende in einem Brief so heraus: «Liebe Tante, Du musst mir nicht mehr so gute Guetsli schicken, ich bekomme ja doch nur eines davon». Kinder zu Freigebigkeit erziehen ist wichtig, aber man soll nicht mit grösster Selbstverständlichkeit verlangen, dass sie 99 Prozent von allem wegschenken. Wir grossen würden so etwas nicht im Traume tun.

In manchen Heimen dürfen Kinder ihre Päckli in ihrem Schrank aufbewahren, Früchte ausgenommen. Solange sie aber keinen eigenen Schlüssel haben, kommt es viel zu oft vor, dass sich andere Kinder heimlich über die Gutsli hermachen. Das geht natürlich nicht, *auch im Heim muss das Eigentumsrecht eines Kindes bestehen bleiben*. Das Kind kann höchstens angehalten, aber nie gezwungen werden, sein Päckli zu verteilen. Unter kluger Leitung sollte das nicht allzu schwer sein.

A propos Schrank. Immer wieder habe ich konstatieren können, dass Kinder, die kein *abschliessbares Kästchen* zu eigen haben, darüber wirklich unglücklich sind. Nicht, dass sie unerlaubte Dinge verstecken wollten, aber sie fühlten instinktiv, dass es mit zum Menschsein und zur Persönlichkeitsbildung gehört, einen kleinen, eigenen Bezirk zu besitzen, einen Ort, zu dem niemand Zutritt hat, etwas, das einem ganz allein zugänglich ist. Die schwerste Klage ist immer die: «Sogar übers Chäschtlü gönds mer, und nid bloss d'Chind, au d'Fräulein!». Das heisst: «Sogar über das Kästli geht man mir, das doch eigentlich mir allein gehört, mein ‚Geheimfach‘ ist, in dem ich manchmal kramen und zu dem ich mich dann und wann zurückziehen möchte. Sogar über mein Kästli, — wo bin ich dann noch zu Hause, was ist überhaupt noch mein?». Jedem Kind sein abschliessbares Kästchen, das ist eine der grossen und wichtigen Forderungen, die auch von der Kinderpsychologie gestellt wird.

Von einem andern Heim weiss ich, dass dort die Kinder nach alter Manier noch mit Schlägen «erzogen» werden. Die Leitung dieses Heimes geht ganz offensichtlich über die Kraft des Heimelternpaares, von dem der Mann aus Gründen, die ich nicht näher nennen möchte, seine Aufgabe nicht bewältigen kann. So liegt die ganze Last und Verantwortung auf der Frau, die auch eigene Kinder hat und wegen der weltverlorenen Lage des Heims fast keine Hausangestellte bekommt. Das Wissen um die Unmöglichkeit, jemals einem geordneten Betrieb vorzustehen, und die Verzweiflung über das eigene Ungenügen stauen sich von Zeit zu Zeit, und plötzlich explodiert der überhitzte Dampfkessel, es braucht bloss beim Abtrocknen eine Tasse oder beim Tschutzen ein Paar Hosen kaputt zu gehen! Die Briefe nach Hause werden unter Aufsicht geschrieben, damit keine Fehler durchgehen, wie es offiziell heisst, wohl aber eher, damit die Kinder nicht allzu

frisch von der Leber weg berichten. Nun gibt es ja viele Missverständnisse, wenn Kinder sich ungerecht behandelt oder zu streng bestraft fühlen und dieses in verzerrter Form heimschreiben; im allgemeinen aber wird ein Kind bestimmte Ereignisse oder Vorfälle nur schwer heimschreiben, ganz einfach, weil sie zu kompliziert darzustellen sind. Das Kind hat gar nicht so viele Worte, soviel Platz und soviel Zeit zur Verfügung, wie es braucht, um die ganze Geschichte seines Streites mit dem «bösen Max, der sowieso immer ...» zu erzählen, und wie dabei die Blumenvase zu Boden fiel und welche Strafe es bloss für ihn gab, während

der Max, der doch zuerst angefangen habe, straflos davonkam und ihm erst noch eine lange Nase drehte ... Angst vor dem, was Kinder heimschreiben könnten, ist kein gutes Zeugnis für Heimeltern, und es ist auch, um Missverständnissen vorzubeugen, wichtig, dass ein gutes Verhältnis zwischen dem Heim und den Eltern des Kindes besteht. Das erfordert dort, wo die Eltern geschieden sind, grossen Takt und viel Fingerspitzengefühl, absolute Verschwiegenheit und eine neutrale Objektivität, auch muss die elterliche Gewalt unbedingt anerkannt, respektiert und dem Inhaber vorbehalten bleiben. -gg-

## Nur eines kleinen Vogels Lied

*Erlebnis hinter Gittern*

Die lange Reihe der Frauen sass mit vornübergebeugten Köpfen an den Nähmaschinen. Ihre Haare waren mit weissen Tüchern eingebunden. Auf den ersten Blick schien es, sie seien alle jung. Wenn aber eine von ihnen den Kopf hob, um nach der Schere zu suchen, war das Gesicht weder alt noch jung, nur sehr traurig.

Niemand sprach. Die vielen Maschinen, von müden Füssen getreten, liefen fast ohne Unterbruch. Fiel eine aus, so sah die Aufseherin von ihrem erhöhten Platz in die Richtung der stillstehenden Maschine. Die lief aber wieder, sobald die Frau den Stoff zugeschnitten hatte, den sie als Flicker für eines der vielen Löcher in alten Männerhemden brauchte.

Der Stoff war von graublauer Farbe, gestreift. Ganze Berge gewaschener, ungebügelter Hemden standen an der einen Längswand des Nähsaales aufgestapelt. Die Arbeit hörte nie auf. Das Männergefängnis lieferte sie in ununterbrochenen Folgen, und die Frauen flickten die Schäden mit einer pedantischen Sorgfalt. Die Nähte mussten Stich für Stich aufgetrennt und die Flicke peinlich sauber, Muster auf Muster, eingesetzt werden. Gelang das einer ungeübten, neu eingetretenen Frau nicht, so erhielt sie die Weisung, alles aufzutrennen und noch einmal zu machen. Diese Arbeitsweise war aber nicht eine Schikane der Aufseherin. Im Plane der Gefangenerziehung lag es, die Frauen an exaktes Arbeiten zu gewöhnen. Es erwies sich, dass anfänglich von den Frauen und besonders den jungen Mädchen heftig protestiert wurde. Doch tat das jede nur einmal — naher begab sie sich unter die Macht des Willens, den andere über sie ausübten.

An jenem Tage geschah es, dass die Frau, die ihren Mann vergiftet hatte, plötzlich und unvermittelt zu weinen anfang. Bei einer langjährigen Gefangenen kam so etwas sonst nicht vor. Die Aufseherin legte ihre eigene Arbeit nieder und versuchte, durch ihre Blicke Ordnung zu machen. Aber als die Frau bemerkte, dass ihretwegen ringsum alle Maschinen stillstanden und auch die Handnäherinnen müssig waren, wurde sie sehr aufgeregt. Ihre Hände griffen zugleich nach den Stoffresten, der Schere, dem Metermass. Von ihren Wangen tropften die Tränen, und es war seltsam, dass sie sie nicht abwischte.

Ratlos sahen die zwanzig Frauen und Mädchen die Weinende an. Sagen durften sie nichts, und auf ihre verstohlenen Gebärden des Mitleids achtete die Frau nicht. Sie sah durch den Schleier ihrer Tränen gerade-

aus. Ihr Körper schütterte wie unter einem grossen Schmerz. Alle, die ihr zusahen, wussten aber, dass ihr nur das Herz weh tat. Sie kannten das. In den Zellen wurde oft so geweint, still ohne jeden Laut. Das war, wenn das Heimweh oder die Reue mitten in einem drin wüteten. Aber hier — vor der Aufsicht und den Neuen, nein, das sollte Nummer 372 nicht tun.

Als das Weinen gar nicht enden wollte, sagte die Aufseherin mit starker Stimme: «Schafft weiter. Die Meier soll mitkommen».

Es war aber, als hörten die Gefangenen wohl die Stimme, nicht aber das Gebot. Sie sass da und sahen auf die weinende Frau. Und in einigen der traurigen Gesichter zuckte es. Die Neueingetretenen standen von ihren Plätzen auf.

«Setzt euch», sagte die Aufseherin und: «Ich bitte, die Arbeit aufzunehmen».

Aber nun weinten schon drei der älteren Frauen. Die Aufseherin kam von ihrem erhöhten Platz herunter und rührte Frau Meier an der Schulter an: «Kommen Sie mit!».

Langsam, wie gezwungen, erhob sich die Weinende und legte Schere, Fingerhut und Metermass auf den Tisch. Wie sie aus dem Saale gingen, folgten ihnen die Augen aller. Hinter ihnen begannen die Jungen zu flüstern. Nur die Lebenslänglichen schwiegen und sahen mit nassen Augen zu den hoch in der Mauer offenstehenden Fenstern.

Nach einer Viertelstunde kam die Aufseherin mit der Gefangenen zurück. Diese war nun sehr ruhig. Nur ihre Augen — grosse, braune Augen, glänzten noch von den Tränen. Aber die Aufseherin schien sehr ergriffen zu sein. Sie sagte mit gedämpfter Stimme: «Arbeitet doch wieder — ihr könnt nichts Besseres tun gegen die Anfälle der Erinnerung».

Eine nach der andern nahm das verwaschene Hemd in ihrem Schosse wieder auf und beugte sich über die langweilige, nie endende Arbeit.

Als nach langer Weile, in der nichts zu hören war als das monotone Geräusch der laufenden Maschinen, die Aufsicht weggerufen wurde, fragte die Nachbarin der Frau, die geweint hatte: «Was war es denn?»

Die Mörderin legte die Hände in den Schoss und flüsterte: «Nichts — das heisst, ich habe einen Vogel singen gehört. Dort, auf dem Ast des Baumes vor dem Mittelfenster sass er, und da wusste ich wieder, was